

„Es ist maximal irrational!“ Wissenschaft als Beruf und Berufung heute

Ariane Berthoin Antal und Jan-Christoph Rogge

Der Schwerpunkt der Forschung auf dem Gebiet der Bildung liegt in der Regel auf den Nutzer*innen oder Klient*innen des Bildungssystems. Wir erweitern hier den Blickwinkel und schauen auf die Produzierenden, die Wissenschaftler*innen. Warum wählen sie diese Berufslaufbahn? Was reizt sie, ihr Leben dem Generieren und Teilen von Wissen zu widmen? Vor fast einem Jahrhundert, im Jahr 1919, hielt Max Weber eine wegweisende Rede, in der er von der inneren Berufung zur Wissenschaft sprach. Angesichts der bedeutenden Veränderungen im institutionellen Kontext der akademischen Arbeit in den vergangenen Jahrzehnten, etwa der Einführung des *New Public Management*, des Aufstiegs der unternehmerischen Universität und der quantitativen Bewertung wissenschaftlicher Arbeit, stellt sich die Frage: Ist diese Idee von Wissenschaft als Berufung noch immer gültig? Und findet sie auch in anderen Ländern Widerhall? Um diese Doppelfrage zu beantworten, analysierten wir biografisch-narrative Interviews mit 40 Wissenschaftler*innen in Deutschland und den USA.

In seiner berühmten Rede erklärte Max Weber, „Persönlichkeit auf wissenschaftlichem Gebiet“ habe nur, wer „rein der Sache dient“. Das Erlebnis der Wissenschaft könne nur durchmachen, wer „die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, dass das Schicksal seiner Seele davon abhängt“. Gleichzeitig sah er in den äußeren Bedingungen eine Überprüfung der inneren Berufung zur Wissenschaft – besonders in den langen Jahren des Wartens, ehe eine endgültige Entscheidung über das akademische Schicksal getroffen wird. Diese Prüfung stellte in seinen Augen das zentrale Problem des akademischen „Hasards“, wie er es nannte, dar. Die innere Berufung sei eine unerlässliche Voraussetzung dafür, dass die Gabe der Eingebung Früchte tragen könne. Nach dieser klassischen Auffassung sind Menschen entweder begabt, oder sie sind es nicht. Sie können sich berufen fühlen, Wissenschaftler*in zu werden, doch ohne die notwendige Begabung werden sie möglicherweise nie eine wertvolle Idee haben. Diese Tradition lebt weiter: So argumentiert 1959 Karl Jaspers in seinem Buch „Die Idee der Universität“, einigen Menschen sei Kreativität und Begabung gegeben und anderen nicht; 2005 spricht Ulrich Oevermann von einem adoleszenten Erweckungserlebnis zur „Wissenschaft als Beruf“. Die neuere Forschung in Deutschland hat gezeigt, dass junge Wissenschaftler*innen unter diesen Bedingungen einer doppelten Herausforderung gegenüberstehen: Man erwartet von ihnen, dass sie der traditionellen inneren Berufung folgen und sich ganz der akademischen Arbeit widmen, doch gleichzeitig verlangen die neuen Anforderungen des akademischen Systems, dass sie den Anrufungen des unternehmerischen Selbst Gehorsam leisten und darauf hinarbeiten, ihr Humankapital zu maximieren.

Für die vorliegende Studie wurden Deutschland und die USA ausgewählt, weil sie verschiedene Modelle der wissenschaftlichen Laufbahn repräsentieren. Das sogenannte Habilitationsmodell in Deutschland und das *Tenure-Track*-Modell in den USA können als Idealtypen an beiden Enden eines Kontinuums gesehen werden. Der Weg in die akademische Welt ist zwar sehr unterschiedlich, doch beiden Ländern gemeinsam ist der seit einigen Jahren deutlich erhöhte Wettbewerbsdruck. In den USA geht die Zahl der akademischen Lehrkräfte mit Festanstellung zurück, während die Zahl der befristeten Verträge wächst. In Deutschland gibt es einen signifikanten Anstieg von befristeten Doktoranden- und Postdoktorandenstellen, doch die Zahl der festangestellten Wissenschaftler*innen stagniert nahezu. Nicht umsonst erscheint einigen die Entscheidung für den wissenschaftlichen Beruf als „maximal irrational“ – wie es eine Professorin an einer deutschen Hochschule im Interview formulierte.

Summary: Given the significant transformations underway in academia, it is pertinent to ask whether the traditional notion of entering the profession in response to a calling is still relevant. Drawing on interviews with forty academics in Germany and the United States, this study finds that almost all exhibit a calling orientation. However, their responses indicate that the nature of callings has changed. The internationalization of academic standards and procedures and the high level of competition for few positions in both contexts seem to outweigh the effects of culture and tradition.

Kurz gefasst: Auf der Grundlage von Interviews mit 40 Wissenschaftler*innen in Deutschland und den USA untersucht diese Studie, ob die traditionelle Vorstellung vom Eintritt in die Wissenschaft aufgrund einer inneren Berufung noch immer relevant ist. Fast alle Befragten sprechen von einer Art innerer Berufung, doch die Art und der Prozess haben sich geändert. Unerwartete Gemeinsamkeiten im länderübergreifenden Vergleich legen den Schluss nahe, dass die Internationalisierung akademischer Standards und Verfahren die Effekte von Kultur und Tradition überwiegt.



Ariane Berthoin Antal ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik. Am WZB leitet sie das Projekt „In and Out of Academic Life: Paths and Identities“. (Foto: David Ausserhofer)

ariane.berthoin.antal@wzb.eu

Ein wesentliches Ergebnis unserer Untersuchung ist, dass die Entscheidung für die akademische Laufbahn sowohl in Deutschland als auch in den USA in erster Linie einer inneren Berufung folgt – trotz aller Unterschiede zwischen den beiden Ländern; allerdings gibt es hinsichtlich der Art, wie diese Berufung sich entwickelt, einige bemerkenswerte Veränderungen zum traditionellen Modell. Fast alle Wissenschaftler*innen in unserer Stichprobe beschreiben ihr akademisches Engagement in Begriffen, die darauf hindeuten, dass sie sich zur Wissenschaft berufen fühlen. Sie sind intrinsisch motiviert, zeigen ein hohes Engagement und identifizieren sich mit ihrem Beruf. Die Beziehung zu ihrer Arbeit ist nicht instrumentell; sie ist weder nur Mittel zum Zweck des Gelderwerbs noch lediglich eine Möglichkeit, das eigene Prestige zu mehren. Zudem setzten sie ihr Engagement auch unter schwierigen Bedingungen fort.

„Es fühlte sich richtig an. Es fühlte sich so an, als ob ich hier meine Stärken einbringen und zum Fortschritt der Wissenschaft beitragen könne. [...] Ich stehe noch ziemlich am Anfang meiner Karriere, aber ich denke, dass wir alle, quer durch die Disziplinen, kleine Steinchen zum Gesamtkorpus des Wissens beitragen können und unsere Lebensbedingungen als Menschen entwickeln können. Ich bin sehr dankbar dafür, Teil dieser Berufswelt zu sein und meinen kleinen Teil beitragen zu dürfen.“ (Frau in den USA, *tenure track, business school*)

Nur 4 von 40 Befragten beschrieben ihr Verhältnis zu ihrer Arbeit in Begriffen, die nahelegen, dass es ihnen in erster Linie um die Existenzsicherung oder ihre Karriere geht.

„Ich habe nicht wirklich das Gefühl, dass es das ist; dass ich genau das in den nächsten 30 Jahren sein und bleiben will.“ (Mann in den USA, *tenure track, business school*)

Was hat sich also an der Art und Weise geändert, wie Wissenschaftler*innen ihr Verhältnis zu ihrem Beruf erleben? Abweichend von der traditionellen Ansicht, dass Wissenschaftler*innen eine innere Berufung schon in jungen Jahren, für gewöhnlich in der Pubertät, erfahren, erinnert sich keiner der Befragten daran, schon so früh den Drang verspürt zu haben, wissenschaftlich tätig zu werden. Zwar beschreiben einige Befragte, dass sie sich in der Kindheit oder Jugend zur Wissenschaft hingezogen fühlten, weil sie unterrichten oder sich sozialen Problemen widmen wollten. Die Mehrheit der Befragten entwickelte aber erst während des Studiums für ihren ersten oder zweiten akademischen Grad (z. B. Bachelor, Master, Diplom) ein Interesse am wissenschaftlichen Beruf. Doch selbst dann ahnten nur wenige von ihnen, dass sich daraus eine potenziell lebenslange Bindung entwickeln würde.

„Ich weiß gar nicht, ob das zufällig war, der hat mir dann eine Promotionsstelle angeboten, auf einer halben Stelle. Und dann habe ich diese Doktorandenstelle angenommen und war sehr unsicher, ob das eine gute Entscheidung war. Ich weiß noch, es scheint mir heute vollkommen irrsinnig, ich wusste nicht, wie man so was macht, eine Promotion schreiben.“ (Frau in Deutschland, befristete Professur, Forschungsinstitut)

Der Wandel von einem einfachen Interesse für die Wissenschaft zur Wahrnehmung einer Berufung, der sie folgen wollten, vollzog sich meistens während der Promotion.

„Ich habe dann auch [während der Abschlussarbeit] so ein kleines Forschungsprojekt gemacht und empirische Untersuchungen gemacht, und mir hat das Spaß gemacht, ich habe es wirklich gerne gemacht. Und dann war klar, okay, ich will auch promovieren, da habe ich Lust dazu, und während der Promotion ist mir eigentlich immer klarer geworden, dass Wissenschaft der Bereich ist, in dem ich arbeiten will.“ (Frau in Deutschland, befristete Postdoc-Stelle, Universität)

Bei einigen Befragten, die während des Studiums eine Leidenschaft für die wissenschaftliche Arbeit entwickelt hatten, aber bei Abschluss ihres Studiums vom angespannten Arbeitsmarkt abgeschreckt worden waren, blieb das Interesse

erhalten, während sie anderen Tätigkeiten außerhalb der Wissenschaft (z. B. Beratung, Lehrer*in) nachgingen; sie lasen und schrieben weiterhin wissenschaftliche Artikel und kehrten später, ihrer inneren Berufung folgend, in die Wissenschaft zurück.

„Da hab ich gemerkt, das brennt, das Feuer brennt noch, dieses akademische Feuer ist noch da.“ (Mann in Deutschland, Professor, Universität)

Der Beginn des Ruhestands gilt normalerweise als Ende des Arbeitslebens. In der Wissenschaft erweist er sich unseren Daten zufolge jedoch als ein weiterer Zeitpunkt für die Entscheidung, ob jemand einer inneren Berufung in dieser Domäne folgt oder nicht. Nur sehr wenige der Befragten rechnen damit, dass sie sich mit dem Ruhestand völlig aus der Wissenschaft verabschieden werden; die meisten haben vor, weiterhin zu schreiben, zu unterrichten und/oder jüngeren Menschen als Mentor*in zur Seite zu stehen. Von denjenigen, die das gesetzliche Rentenalter in Deutschland oder das mögliche Rentenalter in den USA erreicht haben, sind alle bis auf eine Person weiterhin in der einen oder anderen Weise wissenschaftlich aktiv. Tatsächlich scheint diese Lebensphase ihnen Zeit und Raum dafür zu bieten, ihre Idealvorstellung von der Berufung zur Wissenschaft auszuleben, denn sie können frei und ohne Rücksicht auf äußere Zwänge entscheiden, worauf sie ihre Energie konzentrieren.

Die meisten Befragten, die eine innere Berufung wahrgenommen haben und dieser in ihrem Leben gefolgt sind, hatten einen oder mehrere starke akademische Mentor*innen, die in sie investierten. Diese halfen ihnen dabei, den Wissenschaftsbetrieb zu verstehen, eigene Ideen zu entwickeln, wissenschaftliche Beiträge zu schreiben, und sie ermutigten sie, sich für Stellen zu bewerben, oder machten sie darauf aufmerksam, dass sie für eine bestimmte Position qualifiziert seien. In einigen Fällen spielten Mentor*innen eine wichtige Rolle dabei, eine Berufung zu entdecken und herauszufinden, wie sie diese verwirklichen können, in anderen halfen die Mentor*innen, eine bereits empfundene Berufung zu bestätigen und zu stärken. Neben der Unterstützung durch ältere Mentor*innen betonten viele unserer Befragten, wie wichtig die Schaffung eines kollegialen Netzwerks war.

„Während der Promotion habe ich dann Leute kennengelernt, Kontakte geknüpft, bin auf Workshops gefahren, erste Präsentationen, und so langsam ist so ein kleines Netzwerk von Leuten entstanden, die ähnliche Sachen machen oder die man nett findet, mit denen man sich vorstellen kann zu arbeiten. Eine von diesen Personen hat mich dann später als wissenschaftlicher Mitarbeiter angestellt und mich weiter finanziert sozusagen, damit ich meine Dissertation abschließen kann.“ (Mann in Deutschland, befristete Postdoc-Stelle, Universität)

Unsere Daten zeigen außerdem, wie wichtig auch die persönliche Unterstützung von Familie und Freunden bei der Entdeckung und Verwirklichung einer Berufung ist. Die Bedeutung professioneller und persönlicher Unterstützung wird besonders augenfällig bei jenen Befragten, die eine derartige Hilfe nicht erfahren haben. Das Fehlen unterstützender Mentor*innen scheint ein hinderlicher Faktor zu sein, wenn es darum geht, einer inneren Berufung zu folgen – oder sie überhaupt wahrzunehmen. Besonders stark zeigt sich dies in den Geschichten der Befragten, die von uns als Personen ohne innere Berufung charakterisiert wurden. Keiner von ihnen erwähnt die Hilfe von Mentor*innen oder Berater*innen. Vielmehr berichten sie, überwiegend sich selbst überlassen gewesen zu sein.

„Weder im ersten noch im zweiten Projekt hat jemand gesagt: Pass mal auf, du wirst immer älter, du bist in diesem Projekt drin, du musst dich jetzt entscheiden, Wissenschaft nach bestimmten Regeln so zu betreiben, dass sie Effekte für deinen Lebenslauf hat.“ (Mann in Deutschland, befristete Vertretungsprofessur, Universität)

Insgesamt haben wir in den Narrativen aus Deutschland und den USA viel weniger Unterschiede gefunden, als wir erwartet hatten. Eine bemerkenswerte Ausnahme ist die Bedeutung von Forschungsaufenthalten im Ausland. Für die Be-



Jan-Christoph Rogge ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik im Projekt „Forschungscampus Mobility2Grid - Energiewende und Elektromobilität in vernetzten urbanen Arealen“. Er hat zum Thema „Wissenschaft zwischen Lebensform und Karrierejob“ promoviert.

(Foto: David Ausserhofer)

christoph.rogge@wzb.eu

fragten in Deutschland spielten internationale Erfahrungen bei der Entdeckung ihrer Berufung zur Wissenschaft eine sehr viel größere Rolle als für die Befragten in den USA. Außerdem tauchen bei den Befragten in Deutschland mehr Hinweise auf gesundheitliche Probleme (z. B. Burn-out) auf. Beide Unterschiede können mit den jeweiligen Karrieresystemen in Deutschland und den USA in Zusammenhang gebracht werden: Während das deutsche Modell der akademischen Karriere auf der Annahme beruht, dass Wissenschaftler*innen sich an unterschiedlichen Orten beweisen müssen, was sich zum Beispiel im traditionellen Verbot von Hausberufungen ausdrückt, ist das *Tenure-Track*-Modell im Wesentlichen ein Karrieremodell, das es Wissenschaftler*innen ermöglicht, innerhalb einer Organisation aufzusteigen, wenn sie die erforderlichen Anforderungen erfüllen. Der Stress, den unsere Befragten in Deutschland erleben, steht oft in Zusammenhang mit den langen Jahren beruflicher Unsicherheit infolge des Mangels an Stellen mit Langfristperspektive, der im internationalen Vergleich einzigartig ist.

Was bedeuten unsere Befunde nun für die akademische Personalentwicklung? Die Feststellung, dass viele unserer Befragten eigentlich in die Wissenschaft „gestolpert“ sind, mag überraschend sein. Unsere Ergebnisse deuten darauf hin, dass eine Periode des Experimentierens zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und auch außerhalb der akademischen Welt normal ist; dies sollten Personalverantwortliche berücksichtigen, wenn sie mit Menschen zu tun haben, die sich über ihre zukünftige Richtung noch nicht ganz sicher sind. Entscheidungsträger mit Forschungsbudgets können aus unseren Befunden entnehmen, dass mehr Zeit, Raum und Geld für Netzwerkaktivitäten (auch international) und Mentor*innenbeziehungen zur Verfügung gestellt werden sollten. Schließlich empfehlen wir Karriereberater*innen, Vorgesetzten und Gesundheitsfachleuten in wissenschaftlichen Einrichtungen, sich mit den zum Teil beunruhigenden negativen Auswirkungen auf Gesundheit und Wohlbefinden bei Menschen mit einer Berufung zur Wissenschaft zu beschäftigen. Denn auch das zeigen unsere Daten: Das Ausleben einer Berufung zur Wissenschaft kann Rausch und Leidenschaft, aber auch überwältigenden Druck und Verletzlichkeit bedeuten.

Literatur

Bunderson, J. Stuart/Thompson, Jeffrey A.: „The Call of the Wild: Zookeepers, Callings, and the Double-edged Sword of Deeply Meaningful Work“. In: *Administrative Science Quarterly*, 2009, Jg. 54, H. 1, S. 32–57.

Duffy, Ryan D./Dik, Bryan J.: „Research on Calling: What Have We Learned and Where Are We Going?“ In: *Journal of Vocational Behavior*, 2013, Jg. 83, H. 3, S. 428–436.

Funken, Christiane/Rogge, Jan-Christoph/Hörlin, Sinje: *Vertrackte Karrieren: Zum Wandel der Arbeitswelten in Wirtschaft und Wissenschaft*. Frankfurt am Main: Campus 2015.

Rogge, Jan-Christoph: „The Winner Takes It All?: Die Zukunftsperspektiven des wissenschaftlichen Mittelbaus auf dem akademischen Quasi-Markt“. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 2015, Jg. 67, H. 4, S. 685–707.

Weber, Max: *Wissenschaft als Beruf*. Stuttgart: Reclam 1995 [1919].